

# »Angriffe auf die Polizei waren für mich Angriffe auf meinen Vater«

Der CDU-Mann Thorsten Frei vertritt mit konstanter Freundlichkeit einen traditionellen Konservatismus. In einer Regierung unter Friedrich Merz könnte er dessen wichtigster Mann werden VON MARIAM LAU

**N**atürlich ist knapp drei Monate vor der Wahl noch nicht klar, wie eine Regierung Merz aussehen könnte, sollte es dazu kommen. Aber eins kann man schon sagen: ein bisschen vielleicht wie Thorsten Frei, 51 Jahre alt, römisch-katholisch, dreifacher Vater, Jurist aus dem Schwarzwald. Seit 2021 ist Frei als Erster Parlamentarischer Geschäftsführer (PGF) der 197-köpfigen CDU/CSU-Fraktion Herr des politischen Maschinenraums seiner Partei im Bundestag. Einer breiteren Öffentlichkeit ist er im vergangenen Jahr bekannt geworden, seit er bei *Lanz*, *Maischberger* und anderen Fernsehformaten mit hartnäckiger Freundlichkeit Positionen der CDU vertritt, zuweilen auch recht harte. In einer künftigen Regierung Merz, so heißt es, könnte Frei Innenminister oder Kanzleramtsminister werden.

Als Frei im Sommer letzten Jahres in einem Gastbeitrag für die *FAZ* die Abschaffung des individuellen Rechts auf Asyl forderte, waren auch Parteifreunde erschrocken. Frei warb für eine »Institutsgarantie«, in deren Rahmen jährlich ein Kontingent von etwa 300.000 bis 400.000 Schutzbedürftigen direkt aus dem Ausland aufgenommen werden sollte. Die aktuelle Praxis, argumentierte Frei, sei inhuman, letztlich ein »Recht des Stärkeren«, weil es nur die körperlich Fitten bis Europa schafften – die Schwächeren hätten keine Chance.

»Unseriös«, »unmenschlich«, der »Bruch mit einer Lehre aus dem Zweiten Weltkrieg« lauteten damals Reaktionen auf Freis Idee. Ins CDU-Programm aufgenommen wurde der Vorstoß nicht, zurückgenommen hat Frei ihn auch nicht.

Im Kreis seiner PGF-Kollegen im Bundestag schätzt man den vermeintlichen Hardliner für seine Umgänglichkeit. »Immer freundlich, hält sich an Verabredungen, kein Scharfmacher« – so wird er quer durch das Parteienspektrum beschrieben. »Der schwätzt wie ein Pfarrer, er kommt bei den Jungen an und ist auch noch was für die Frauen«, so das Urteil eines Schwarzwaldbauern nach Freis erster Wahl zum Bundestagsabgeordneten im Jahr 2012.

Freis Konservatismus wirkt nicht sorgfältig austariert oder demoskopiegeprüft, sondern ge-

radezu organisch. Sein Vater war als junger Mann zur Polizei gegangen. Im Deutschen Herbst, der Phase des Linksterrorismus der späten Siebzigerjahre, war der Vater für den Personenschutz des Generalbundesanwalts Kurt Rebmann zuständig. In dessen Verantwortung lag das Hochsicherheitsgefängnis Stammheim, dort saßen etliche RAF-Terroristen ein. Derselbe Rebmann wurde später Thorsten Freis Jura-Professor. »Angriffe auf die Polizei«, sagt Thorsten Frei, »das waren für mich Angriffe auf meinen Vater.« Die Pastorentochter Gudrun Ensslin, eine der Gründerinnen der RAF, lebte lange in Tuttingen, nicht weit von den Freis entfernt. Das Konservativsein war dem Katholiken Frei so wichtig, dass er nicht Ministrant werden wollte, weil das nach »Demonstrant« klang, nach den anderen, den Chaoten.

Zugleich hat Frei, der von 2004 bis 2013 Bürgermeister von Donaueschingen war, einen in der selbstbewussten Südwest-CDU ungewöhnlich ausgeprägten Sinn für die prekären

Aspekte von politischer Macht. »Ich war immer auf der ›Mehrheitsseite«, sagt der Badener, dessen Bundesland über 60 Jahre immer CDU-regiert war. »Aber das kann sich eben ändern. Und dann kommt es drauf an, wie viel Respekt die Minderheit genießt. Ich hoffe sehr, dass wir uns die schlechten Erfahrungen mit der Ampel – das rücksichtslos zu unseren Ungunsten veränderte Wahlrecht, die Sitzordnung im Bundes-

tag, bei der man uns neben die AfD zwang – zu Herzen nehmen, wenn wir mal wieder dran sind.«

Auf einer Fahrt durchs nächtliche Bayern, wo er auf Einladung des CSU-Landesgruppenchefs Alexander Dobrindt unterwegs ist, schildert der 51-jährige Jurist seinen Hintergrund: »ganz normal«. Vater Polizist, Mutter Industriekauffrau, ein Bruder. Disziplin, Loyalität,

Pflichtgefühl – diese Dinge, die er zu Hause gelernt habe, schätze er auch an Friedrich Merz.

Frei verfügt außerdem über eine in der Politik und auch sonst seltene Ressource: Selbstironie. »Ich versuche, zur Sache zu reden«, sagte der PGF beispielsweise kürzlich. »Aber das gelingt nicht immer.«

Ländlich, männlich, »weiß«, eben typisch für die CDU-Fraktion, das galt lange als poli-

tisch normal in Freis baden-württembergischer Heimat. Doch 2011 ging dort die Phase der CDU-Dominanz zu Ende. Die Partei hatte sich unter ihrem Ministerpräsidenten Stefan Mappus moralisch diskreditiert. Das Bild eines Demonstranten, der beim Protest gegen das Bahnprojekt Stuttgart 21 durch einen brutal draufhaltenden Polizeiwasserwerfer sein Augenlicht verloren hatte, ging durch die Republik. Dann kam der Reaktorunfall von Fukushima, und obwohl sie stärkste Partei war, musste die CDU die Macht an die Grünen abgeben. Winfried Kretschmann repräsentierte damals alles, was der CDU abhandengekommen war: Glaube, Seriosität, Konservatismus, eigenwillige ländliche Knarzigkeit.

Frei, der mit einer Lehrerin verheiratet ist, mit der er einen Sohn und zwei Töchter hat, ist weit davon entfernt, aus den Erfahrungen mit Kretschmann Sympathien für die Grünen abzuleiten. Auch zur SPD ist das Vertrauen begrenzt – alles Linke halt. Interessant ist, wie Frei sein Misstrauen begründet. Es geht dabei nicht nur um das Verhältnis zu Wirtschaft und Staat – obwohl das die stärksten Motive sind. Bei einer Veranstaltung zum 75. Jahrestag der Fraktionsgemeinschaft CDU/CSU bei der Hanns-Seidel-Stiftung Ende Oktober in München erzählt der PGF, wie heuchlerisch er es fand, dass Grüne und SPD sich nach den sexuellen Übergriffen der Kölner Silvesternacht 2015/16 durch Gruppen junger migrantischer Männer

scheuten, das Sexualstrafrecht zu verschärfen. »Nein heißt Nein« – in diesem Fall sei das Prinzip der linken Seite im Bundestag plötzlich nicht mehr so wichtig gewesen. Frei hofft auf Schwarz-Gelb, egal was über die FDP noch so alles ans Tageslicht kommen mag.

Thorsten Frei gehört dennoch nicht zu denen in der Union, die ihr Heil im Kulturkampf suchen. Nirgendwo wird das so deutlich wie beim Umgang mit dem Bündnis Sahra Wagenknecht, das speziell die CDU im Osten in die Verlegenheit bringt, ihre Grundsätze bis zur Unkenntlichkeit zu biegen. Die Gefahren, die das für seine Partei bringt, werden in Freis Augen nicht davon aufgewogen, dass man sich beim Kampf gegen die Wokeness oder eine zu lose Migrationspolitik auf einer Seite wiederfindet. »Es ist etwas völlig anderes«, sagt Frei, »ob jemand gegen das Gendern ist oder außenpolitisch eine völlig andere Haltung einnimmt, was den Umgang mit Putin angeht. Das ist ein Spiel mit dem Feuer.«

Frei geht, wie die meisten in der Union, mit ziemlicher Siegesgewissheit in die Wahlen. Es sind eher die Wahlen danach, die von 2029, die ihm Sorgen machen. Zwar hält er CDU/CSU für personell und inhaltlich bestens aufgestellt – eine Einschätzung, die man nicht teilen muss. Aber er sieht die demokratische Mitte und damit seine Partei auch vor einer existenziellen Bewährungsprobe: »Wir haben nur einen Schuss frei.«